

## Kunst geht nach Brot ...

Laudatio zu 30 Jahre Paul-Klinger-Künstlersozialwerk (2004)

Von Hellmuth Matiasek

Auf unsere Klassiker ist Verlass – Goethe und Hippokrates, Schiller und Albrecht Dürer, Hans Sachs und Franz Schubert können nicht irren, wenn sie verkünden: „Die Kunst ist heilig, eine Himmelsgabe und Trösterin, sie verbindet Schönheit mit der Wahrheit, der Kunst gehört das Leben, sie ist lang und heiter, während das Leben – das wissen wir – ernst und kurz ist.“

Ende der schönen Zitate. Nur der Wolfenbütteler Moralist Lessing sagt: „Kunst geht nach Brot“.

Ausgerechnet einem bei Hof angestellten Maler legt er das in den Mund. Konnte Lessing ahnen, dass genau 200 Jahre später ein anderer Kreativer Querdenker dieses Tabu aufgreifen und verkünden würde: „Wir Künstler wollen nicht die Tagelöhner des Kulturgeschenks sein!“

Dieser Mann hieß Jürgen Scheller und über ihn wird – gerade am heutigen Tage – noch nachzudenken und zu sprechen sein. Unsere Freude darüber, dass utopische Gründung auch nach 30 Jahren Bestand und Zukunft hat, wird sich mischen mit den Alltagssorgen der heutigen Künstler, mit der Frage, wie viele von ihnen immer noch „Tagelöhner“ sind, deren Brotkorb ziemlich hoch hängt, Tendenz „steigen“.

Doch zuerst über die Freude. Was sich da am 15. März 1974 unter einer Paul-Klinger-Vereinsfahne versammelt hatte, war eher ein „Fähnlein der sieben Aufrechen“ zu nehmen, tatsächlich sieben, entschlossen, sich gegenseitig zu wählen, die Wahl anzunehmen und gemeinsam gegen die miserable Lage der Künstler zu Felde zu ziehen. Die Ehrentafel nennt: Jürgen Scheller, Holger Hagen, Friedrich Graf von Maldeghem, Niels C. Timm, Christian Graf Bruges von Pfuel, Paul Orthmann und Klaus Müller. Natürlich heben sich die Namen der beiden Schauspieler von denen der adeligen Kaufleute und Rechtsanwälte deutlich hervor, es waren auch keine selber Not leidende, sondern Prominente, die sich mit ihrem Renommee und Charisma für die anderen Künstler einsetzen wollten, für die vielen Zu-kurz-Gekommenen, die es sich nicht leisten konnten, den bürokratischen Demütigungen, die man dem freischaffenden Künstlervolk von jeher zumutet, damals wie heute aktuelle Botschaft – Künstler für Künstler- deren Arrivierte dem Anfänger, der namhafte dem Namenlosen, der mit der Spitzengage dem, der wieder einmal seine Miete nicht bezahlen kann.

Wer aber war Paul Klinger, auf dessen Name sich der neue Künstlerbund eingeschworen hatte, als ein Vorbild und Programm? Ein Schauspieler der Heinz-Hilpert-Ära, der auf der Bühne des Deutschen Theaters in Berlin der „Prinz von Homburg“ und „Marquis Posa“, auf der kriegs- und nachkriegsdeutschen Kinoleinwand ein eher preußischer Gentleman, die beste Besetzung für die jeweils zweite Hauptrolle in rund 70 Heimat- und Gesellschaftsfilmen. Die Ältesten unter seinen Freunden werden sich an sein tadelloses integriertes Erscheinungsbild und an die Eleganz seiner Dialoge erinnern, an „Die goldene Stadt“ und an „Immenhof“.

Er hatte Glück, sein Typ erinnerte mehr an die Salons der Vorkriegszeit als an die Schützengräben des Russlandfeldzugs, man verschonte ihn mit Filmen, die Joseph Goebbels in Auftrag gegeben hatte, seine Drehbücher waren aus der Literatur von Goethe, Theodor Storm und Fontane, später vorzugsweise von Erich Kästner. Seine Stimme bleibt uns vertraut, er hat sie als deutsche Synchronstimme unzähligen Stars wie Cary Grant, Clark Gable, David Niven und vielen anderen geliehen, die ihm als Figuren so unähnlich nicht waren.

Nur – es sind nicht diese Leistungen, die Paul Klinger als unseren Namenspatron ausweisen. Für eine ganz große Karriere empfand er sich selbst ohnehin als „Viel zu unpathetisch“. Aber er hatte ein Herz für Kollegen. Er war nicht nur Charakterdarsteller, er hatte Charakter. Er, als Privilegierter, zögerte nicht, gegen die Benachteiligung seiner Berufsgenossen anzukämpfen, seinen Namen und sein Geld riskant einzusetzen für deren einfachste Rechte. Zu Lebzeiten musste er einige schmerzliche Niederlagen durch eine kunstfeindliche oder gleichgültige Rechtsprechung erleiden.

Ja, in grauer Vorzeit lief doch auch ein Prozess, wie von Kafka geträumt, so oft und immer wieder nacherzählt, dass er längst als Legende in unsere Vereinsgeschichte abgetaucht ist: ein durch das Kleingedruckte in seinem Vertrag niedergeknüppelter Filmkollege fand in Paul Klinger einen kämpferischen Stellvertreter, der für ihn vor Gericht zog und den Sieg nicht mehr erlebte. Erst postum wurde ihm und seiner guten Sache Recht gegeben.

Dies hört sich beinahe an wie eine Märtyrergeschichte. Sie ist nicht verjährt. Das Erscheinungsbild an diesen großartigen Mann aufzubewahren und nachzuzeichnen, das sind wir ihm, seiner Familie und uns selber schuldig.

Der Vaterfigur folgte der „Gute Geselle“ nach, der Freund und Kumpel, Jürgen Scheller, eine Seele von einem Spötter, der den Großkopferten in Bonn gewaltig einheizte. An seiner Seite nicht nur herausragende Künstler als Beiräte und Stammtischmütter, sondern ein überlebensgroßer Helfer und Anpacker, Georg Wilhelm Burre, ein Gründervater der neuen Gesetzeswerke, Sozialkassen und Verbände,

mit denen Scheller und er ein neues Bewusstsein der Gesellschaft für die Nöte wie die große Bedeutung der heute schaffenden Künstler erweckt haben.

Die vertrauenswürdige Kraftgestalt Burre ist gestählt aus der Hölle von Kriegsdienst, jahrelanger Folterhaft im „Gelben Elend“ von Bautzen und des deutsch-deutschen Grenzwechsels herausgewachsen. Den alten Künstlern hat er die Angst vor dem Verlust aller Lebensqualität nehmen können, den jungen war er der trickreiche Berufsberater und väterliche Freund. Für alle Rat Suchenden und Hilfe Bedürftigen ist er allgegenwärtig gewesen und so sind Jürgen Scheller und Georgwilhelm Burre auch heute, am 30. Geburtstag ihres Lebenswerks, in unserer dankbaren Erinnerung.

Ist der heutige Künstler in diesem Land, um Schellers bittere Worte aufzugreifen, „der Tagelöhner des Kulturgeschehens“ geblieben? Nun, er wird leben müssen mit seiner Erfahrung, dass die Verantwortung für die lebendigste Kunstszene der westlichen Welt, die Verpflichtung, sie zu fördern und nicht verkommen zu lassen, keineswegs zu den Gewissheiten der bundesdeutschen Bürgerschaft gehört. Dass sich deutsche Kultur und deutsches Kunstschaffen weltweit eines noch höheren Ansehens erfreut als unsere Industrieprodukte und sportlichen Leistungen, mehr als Porsche, FC-Bayern München und Aspirin zusammen, scheint am allgemeinen Bewusstsein vorbei zu gehen. Dass dieses Land seinen Künstlern zwar den großen internationalen Ruf als das der Dichter und Denker verdankt, diese aber auch kaum besser behandelt, als jede andere mäßig beliebte Randgruppe auch, ist der angestellten Gesellschaft ziemlich gleichgültig. Nur allzu gerne glaubt man, die Freiheit des Künstlers bestünde in seinem sozialen Außenseitertum.

Fragen wir doch die verantwortungsbewussten Eltern, die ihren Kindern bei der Berufswahl zur Hand gehen, ob sie vor Glück zerfließen, wenn der pubertierende Sprössling Schauspieler, Cellist, Holzbildhauer werden möchte und nicht Betriebswirt, Zahnarzt oder Beamter? Fragen wir unsere zu wählenden Volksvertreter in den Kommunen, welchen Rang in ihren Wahlprogrammen sie der Kunstförderung zukommen lassen? Gewiss einen sehr hohen, nämlich alles was übrig bleibt, wenn man erst einmal Wirtschaft, Soziales, Verkehr, Kindergarten und Sportplätze abgehakt hat. Am zugänglichsten für die Anliegen der Not leidenden Künste sind immer noch die Mäzene, sie würden sofort für ein Bankjubiläum eine ganze Musicalproduktion finanzieren, mit Luciano Pavarotti in der Hauptrolle. Über das deutsche Wirtschaftswunderland wundert sich jetzt die ganze Welt, das Paradeferd lahmt und auch Pegasus humpelt hinterher. Das „Sparen“ ist zur großen Nationaltugend ausgerufen, in Wahrheit sind es brutale Kürzungen, aber das merkt ja keiner. Unsere Medien blicken weg oder üben sich in Schwarzem Humor. Eine Panne auf der Opernbühne wird eifriger beschrieben als die Kulisse des Kulturabbaus insgesamt. Es scheint nicht der Erwähnung wert, dass Theater geschlossen oder fusioniert werden, Balletttruppen sich auflösen, Orchester von weit auseinander liegenden Städten zusammengemixt werden, Museen Ankaufsverbote bekommen, die sie zu leblosen Archivverwaltern degradieren, Bibliotheken ihre wichtige Mission in den Randbezirken der Großstädte nicht mehr ausüben. Die Stadt Dresden beschneidet gerade ihren Kulturetat um 7,1 Millionen, der Haushalt des Goethe-Instituts wird demnächst um 38 % gekürzt. Fernsehprogramme wollen ohne Autoren auskommen das sieht man ihnen auch an. Sound-Designer trimmen ihre Sampler auf schräge Töne und machen Originalmusik und ihre Komponisten entbehrlich. Und in einer Bildenden Kunst, die zum Nulltarif zu haben ist, kann sich der professionelle Gestalter nicht mehr von den Laien und dem Kaufhaus-Kunstgewerbe abheben. In einer Zeit, wo sich das neu verfertigte Europa allein an seiner Wirtschaftlichkeit orientiert und leider nicht an der großartigen Chance des Kulturaustausches, stehen Kunst und Künstler unter einem unwürdigen Legitimationsdruck. In der Diskussion, wozu wir Künstler und Kunst überhaupt brauchen, sieht man sich auf die Stufe eines Händlers gestellt, der einen durch und durch verrosteten Kleinwagen einem unwilligen Käufer als Staatskarosse andienen will. Immer sollten wir die wirtschaftliche Effizienz begründen, wie mit dem unseligen Argument der „Umwegrentabilität“ oder des „Standortvorteils“ durch eine kulturelle Einrichtung. Lächerlich. Man tut so, als ob den Erscheinungsformen der Kunst nur noch „Marketing-Charakter“, nicht auch ein Eigenwert zuzusprechen wäre so, als ob der „Faust I“ nur geschrieben worden wäre, um für die Fremdenverkehrs-Saison 1808 in Weimar zu werben. Aber nicht weiter so an diesem schönen Abend, wo wir auch etwas zu feiern haben, nämlich uns selber, die verdienstvollen Leistungen unserer Vorgänger, wie die Zukunft, für die Präsident Gerhard Schmitt-Thiel, Ralf Richter, die neue Geschäftsführerin Anita Keller und der ganze Vorstand unser volles Vertrauen haben. Ich möchte auch meine wenigen, mir notwendig scheinenden Bemerkungen nicht als ein Klagelied, als Subventionsbettelei missverstanden wissen.

Künstler demonstrieren nicht auf der Straße, das ist ihre Schwäche wie ihre Chance. Der Erhalt unserer Kultur wird nicht durch Streiks oder in Tarifverhandlungen erstritten. Sie hat ihren einzigen Platz bei den Künstlern selber, bei dem, was diese entschlossen wollen und gestalten, wirklich und glühend davon überzeugt sind, dass sie und ihre dargestellten Kunstwerke lebensnotwendig für den geistigen Bestand dieses Landes sind. Ohne eine florierende Wirtschaft wird Deutschland arm sein. Ohne die Kunst und seine Künstler wäre es ärmlich. Wir fordern von dieser Stelle aus die deutsche Kulturpolitik auf, sich nach einer Phase der Desorientierung durch endlose Finanzdebatten wieder eindeutig und offensiv zur Kulturförderung als den wichtigsten Wegweiser zur Identität dieser Bundesrepublik zu bekennen. Es wird auch weiterhin Aufgabe einer Künstlergemeinschaft wie des Paul-Klinger-Künstlersozialwerks sein, der augenblicklichen Verunsicherung über die kulturellen Werte standzuhalten, das wäre auf dem zur Zeit umwölkten Kulturhimmel ein Lichtblick. Künstler leben mit ihren erfundenen Gestalten. Sie sind

Zeitzeugen und Propheten in dieser oft aus den Fugen geratenen Welt. Die deutschen Künstler waren Jahrhunderte lang ein wichtiger Teil unserer moralischen Kultur, zuständig für die Beschreibung der Welt und der Leute. Sie könnten ihren Weg auch allein gehen. Aber sie sollten von einer kunststoffenen Gesellschaft nicht allein gelassen werden. Die großen Schlagabtausche, die Kriege der Kulturen stehen uns noch bevor. Da wird es zur Kernfrage wie verhalten wir uns bis dahin, um dann, wenn die Karten auf den Tisch zu legen sind, nicht nur noch mit den Nieten eines vormals hoch geschätzten, in diesen Tagen womöglich leichtsinnig abgeworfenen Kultursystems dazustehen. Stellen Sie sich vor unsere schöne Alte Welt ohne Schauspieler und Maler, ohne Schriftsteller, Tänzer und Geiger, ohne die Faszination der Bilder und der Klänge, ohne den Charme unserer großen Talente ausgeschlossen! Machen wir uns bewusst, was wir heute feiern. Die großen Gründerväter sind nicht mehr lebendig bei uns, mögen sie nun Klinger, Scheller oder Burre heißen. Ihr Werk überlebt sie aber wir müssen auch machen, dass es überlebt. „Kunst geht nach Brot“. Sie ist aber auch so unentbehrlich wie unser „tägliches Brot“.